

„NICHT GANZ SCHLECHT FÜR EINEN PHILOSOPHEN“: PETER SLOTERDIJK ALS LESER DER DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR

ALEŠ URVÁLEK

Masaryk Universität Brno, urvalek@phil.muni.cz

ORIGINAL PAPER ■ RECEIVED: 25. 7. 2017 ■ ACCEPTED: 22. 8. 2017

Abstract: The essay attempts to point out the benefits of reading Peter Sloterdijk's works from the perspective of German studies. In the course of the paper, Sloterdijk is introduced in his various individual roles. First, his early steps in German studies are described, followed by an assessment of the influence of his German-studies works on the formulation of philosophical problems and stances. After that, Sloterdijk is presented as an exponent of certain typical development, as a diagnostician of problems that post-war Germany faced in its transformation into a civic society. The final part consists of reflections on his observational abilities in descriptions of interdisciplinary misunderstandings and in the creation of transdisciplinary analogies.

Keywords: philosophy, literature, autobiography, anthropology, post-war time, misunderstanding, inspiration

Da wohl nicht allzu deutlich ist, warum ich meinen Vortrag mit diesem provokativ unbescheidenen Titel versehen habe, muss mit dessen Erklärung angefangen werden. Angespielt wird darin auf eine Stelle in „Zeilen und Tage. Notizen 2008–2011“, wo Sloterdijk am 19. Januar 2011 notiert hat: *Benn über Rilke: „Nicht ganz schlecht für einen Tschechen.“ Zitiert nach Raddatz* (Sloterdijk 2012, 844). Die Anwesenheit dieser Bemerkung Benns über Rilke, der ja offensichtlich zu Sloterdijks Lieblingsliteraten gehört, gemessen an der Zahl der Stellen, an denen er ihm Anerkennung zollt,¹ wirkt verblüffend; warum notiert er eine Stelle, in der ja über Rilke derart abschätzig gesprochen wird? Da ich keine Antwort liefern kann, aber spüre, dass er dies nicht ernst gemeint haben dürfte, greife ich die Bemerkung in einer spielerisch abgewandelter Form auf, eben als „nicht ganz schlecht für einen Philosophen, spricht für einen Nicht-Germanisten“. Ich tue es, um zu signalisieren, dass mein Vortrag Sloterdijks Literaturkenntnisse nicht so despektierlich behandeln will, wie es eben Benn mit Rilke gemacht hat. Dazu habe ich mindestens einen guten Grund; weiß man, wie es tatsächlich um Rilkes von Benn unterstellte und zugleich herabgewürdigte Tschechentum bestellt war, wird man unschwer erahnen können, warum auch der Titel meines Vortrages

¹ Etwa in *Sphären I* (S. 68) wird Rilke als derjenige bezeichnet, dem die Poetik des Raumes mehr als irgendeinem zeitgenössischen Denker zu verdanken habe. *Im Weltinnenraum des Kapitals* (S. 306) wird bestätigt, bei dem Begriff Weltinnenraum handele es sich um eine Anleihe eben bei Rilke.

nicht todernt genommen werden darf; kurzum, ich werde hier weniger ironisch, als vielmehr selbstironisch reden wollen. Davon gleich die erste Kostprobe: selbst die von mir so mühsam zurechtgelegte Anspielung hinkt zumindest auf einem Bein: der Philosoph Sloterdijk war nämlich mitnichten ein Nicht-Germanist, vielmehr ein Auch-Germanist.

Die Konzeption der Brünner philosophisch-germanistischen Minisymposien bringt es mit sich, dass hier über Denker diskutiert wird, die hinsichtlich ihrer Themen, Denkweisen und Schreibstile sowie der Philosophie, als auch der Literatur bzw. Germanistik angehören. Darum soll im Folgenden der Frage nachgegangen werden, mit welchem Gewinn man – im Allgemeinen – als Germanist P. Sloterdijks Texte lesen kann, sowenig man ihm in allen Punkten zustimmen mag; dabei möchte ich – im Besonderen - die Rollen präsentieren, in denen er agiert, wenn er (auch) als Germanist spricht, und oder (auch) die Germanisten anspricht. Ins Blickfeld gerät er freilich sowohl als Germanist, der sich sozusagen aus der germanistischen Zunft heraus äußert, als auch jemand, der eher mitredet, sich der Literatur bedient, oder die Germanistik inspiriert, ohne dies zu beabsichtigen. Dass die Auswahl dieser Rollen höchst subjektiv ist, und keineswegs systematisch erfolgt, muss nicht eigens betont werden.

In der ersten Rolle hat man es mit einem hoffnungsvollen Germanisten zu tun, der seit 1978 tief in die 1990er Jahre hinein das literaturgeschichtliche Bild der deutschen Literatur der Weimarer Republik mitgeprägt hat. Dies freilich innerhalb einer bestimmten geographischen und methodologischen Lokalisierung; bei der geographischen sind Hamburg, München und Berlin zu erwähnen. In Hamburg bringt Sloterdijk sein in München angefangenes Studium zu Ende, indem er bei Klaus Briegleb seine Dissertation über die Autobiographien der Weimarer Republik verteidigt, die gleich 1978 in Münchner Hanser Verlag erscheint (Sloterdijk 1978). Methodologisch handelt es sich um den sozialgeschichtlichen Ansatz: dieser bleibt bestimmend sowohl für Sloterdijks Dissertation, als auch für seinen zweiten wichtigen germanistischen Text, das Kapitel „Weltanschauungsstil und Zeitdiagnostik“ im achten Band des ambitioniertesten Projekts der bundesrepublikanischen sozialgeschichtlichen Germanistik, der zwölfbändigen Sozialgeschichte der Literatur. Der achte, Literatur der Weimarer Republik gewidmete Band mit Sloterdijks Kapitel ist zwar erst in den 1990er Jahren herausgekommen, doch Texte und deren Autoren spiegeln die sozialgeschichtliche Konstellation der 1970er und 1980er Jahre wider; unter den Autoren findet man Sloterdijks Doktorvater Klaus Briegleb, die in Berlin wirkenden oder früher studierenden Helmut Lethen, Erhard Schütz, Rüdiger Safranski oder Walter Fähnders, der übrigens eine zeitlang auch in Bielefeld tätig war, dem Zentrum der sozialwissenschaftlichen Ansätze auch anderer Disziplinen, etwa der Geschichtswissenschaft (Stichwörter: Geschichtswissenschaft als kritische Sozialwissenschaft, Bielefelder Schule mit J. Kocka und H. U. Wehler). Inwiefern dieses Projekt methodologisch kompakt agierte, ist auch daraus ablesbar, wie konsequent man sich gegenseitig zitiert und aufeinander verwiesen hat; darum die hohe Zitierquote Sloterdijks Dissertation wie auch des umfassenden Kapitels „Das Weimarer System. Bewusstseinsmodelle der deutschen Moderne“ der Kritik der zynischen Vernunft in diesem Band der Hansers Sozialgeschichte.

Jenseits der sozialgeschichtlichen Ansätze ist die Spur Sloterdijks germanistischer Texte nicht so tief: in Gesamtdarstellungen zu dem Genre der Autobiographie wird seine Dissertation zwar erwähnt, allerdings meist mit einem kritischen, den literaturwissenschaftlichen Wert der Dissertation relativierenden Nachsatz. So etwa räumt G. Niggel in „Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung“ ein, Sloterdijk betone zwar „stärker als

seine Vorgänger, dass in Autobiographie das Ich [...] schreibend seine Erfahrungen zu Literatur organisiert“ (Niggel 1989, 9); aber in der praktischen Durchführung stelle er vor allem die Erfahrungen selbst vor; „ihre literarische Organisation wird nur in ausgewählten Stil- und Motivbeobachtungen, nicht in umgreifenden Werkanalysen sichtbar, so dass ein gattungstheoretischer Stellenwert der zwanziger Jahre noch kaum zu erkennen ist.“ (Niggel 1989, 9). Auch M. Wagner-Egelhaaf glaubt in Sloterdijks Text vor allem Spuren des „Erfahrungs- und Betroffenheitsdukts der Zeit“ (Wagner-Egelhaaf 2000, 30) auszumachen.

Wohl noch bemerkenswerter sind Sloterdijks Selbstkommentare, überwiegend in dem Einleitungskapitel der Dissertation versammelt, sofern sie einen eben durchgemachten Lernprozess andeuten. Zu Beginn der Arbeit an der Dissertation, die als literaturwissenschaftliches Pendant zu „Öffentlichkeit und Erfahrung“ von A. Kluge und O. Negt gedacht war, stand die hermeneutische Ambition; autobiographisches Schreiben war für Sloterdijk spannend, da darin die Erlebnisse mit Erzählentwürfen verschränkt würden, Erfahrungen würden Bedeutungen zuteil. Dabei seien vor allem vitale Konfliktsituationen hervorzuheben, bei denen man sozialpolitisch bedingte Widersprüche zu lösen habe, um seinem Leben erst Form und Bedeutung zu verleihen, wie bereits die symptomatischen Kapiteltitel wie „Flucht aus der erotischen Katastrophe in den Krieg“, oder „Sinnproduktion durch Einbettung der Lebensgeschichte in National-, Welt- und Kulturgeschichte“ nahelegen. Klopft man Sloterdijks Dissertation, also seinen ersten längeren publizierten Text, auf Denkmotive hin ab, die für ihn bald bestimmend werden sollten, wird man fündig. Sosehr, dies nur am Rande bemerkt, dieses Verfahren Sloterdijk eher zurückweisen würde, wie etwa seine Kritik der transitorischen Auffassung der Kindheit in den Autobiographien deutlich macht: es sei unzulässig, Kindheit nur als Etappe aufzufassen, in der man als Erwachsener allenfalls zu erblicken vermag, was schon damals war, oder noch heute so ist (vgl. Sloterdijk 1978, 127).

Trotz diesem berechtigten Einwand ist nun zur zweiten Rolle Sloterdijks überzugehen: hier steht zur Debatte, was der eben zur Sprache und auf die Welt kommende Philosoph Sloterdijk dem Germanisten Sloterdijk zu verdanken hat. Während der Arbeit an der Dissertation hat Sloterdijk eingesehen, dass er geirrt hatte, als er „die Lebensgeschichten mit den Augen eines Phänomenologen [betrachtet hatte], der allen vitalen Prozessen das Aufsteigen in die Erkenntnis abverlangt, so als hätte das individuelle wie gesellschaftliche Leben keinen anderen Sinn, als sich in Selbsterkenntnis zu verwandeln“ (Ebenda, S. 10). Er hat die naive Sicht abgelegt, die Autobiographie mache die „totale Selbstdurchdringung“ möglich. Man lebe nicht, indem man neben der Lebenspraxis stets überall den Spiegel stehen habe, in dem man sich sehe, während man etwas tue. Die Reflexion des Lebens sei keine Dauereinstellung, dies werde sie nur in der verzerrten Sicht eines Geisteswissenschaftlers, vielmehr etwas Kurzweiliges, was nur in Momenten der Krisen und Widersprüche an die Oberfläche gelangt (Ebenda, S. 11ff). Man reflektiere sich eher ausnahmsweise, sprunghaft; das Bewusstsein hinke den Erfahrungen hinterher, so dass es auch in den autobiographischen Äußerungen nur in unvollkommener oder deformierter Gestalt zum Ausdruck komme. Daran ist zweierlei zu sehen: Sloterdijk schließt nicht aus, dass hinter den verzerrten, unausgesprochenen oder ideologisch falsch formulierten Äußerungen ein wahrer, also emanzipierbarer Bewusstseinsgehalt vorliegen könnte. Dessen wahre Sprache sei allerdings nicht ein für alle mal fixierbar: weder Marxismus noch Psychoanalyse würden an viele Inhalte der stummen Erfahrung heranreichen (Ebenda, S. 12). Somit stellt sich Sloterdijk nicht mehr primär als Hermeneutiker des Verdachts dar, der demaskierender und entlarvender Kritik frönt, sondern schon mitbedenkt, in wie fern unsere Erfahrungen und Begriffe kaum von Körpern und

Emotionen abzukoppeln sind: Gefühle, Körper und Gesten der Individuen, so das erste vorläufige Fazit seiner germanistischen Lehrjahre, können sich doch an „mehr erinnern, als in der Sprache des Kopfes gesagt wird“ (Ebenda, S. 13). Die weiteren sind: bereits in der Dissertation wird das einzelne Leben als „komplexes Gefüge, als ein Geflecht von biographischen Ebenen“ (Ebenda, S. 83) aufgefasst, die ihren jeweils spezifischen Rhythmus und Inhalt haben, „welche wiederum von den übrigen Ebenen mitgeformt werden“ (Ebenda, S. 84). Die Einzelpersönlichkeit sei somit das „Integral ihrer Körperbiographie, ihrer Bedürfnisbiographie, ihrer Lernbiographie“ (Ebenda, S. 84); dieses Geflecht beschreibend weist Sloterdijk das hierarchische Schichtenmodell zurück, spricht stattdessen von einem kybernetischen Kreismodell, einem „Kreis von Kreisen, die untereinander in intensivster Vernetzung sind“ (Ebenda, S. 84). Und bereits in diesem Text ist Vorliebe für atmosphärische Bilder spürbar: etwa das autobiographische Zäsurereignis, der Schuleintritt, wird nicht als Konfrontation mit neuen Erkenntnissen, mit dem Erlernen von Neuem, sondern die Schule wird als etwas atmosphärisch Veranschaulichendes aufgefasst: ein atmosphärischer Lebensraum, der Erfahrungen „erzeugt, erzwingt und ermöglicht“ (Ebenda, S. 150).

Somit scheint die Dissertation einige Grundthemen Sloterdijks späterer Texte vorwegzunehmen: das Leben befinde sich keineswegs im Zustand der permanenten Reflexion, diese werde vielmehr in gewissen Rhythmen mobilisiert, in denen man auf die Welt kommt, und von ihr wiederum Abschied nimmt; für diese anthropologische Rhythmik des zur Welt Kommens, Wachwerdens, Weggehens, der Welt den Rücken Kehrendes (wir seien Menschen, nicht Götter, die stets immer wachend, immer dabei, immer allem zugewandt seien, man stehe zum großen Teil mit dem Rücken zum Wirklichen, die Zuwendung zur Wirklichkeit sei die Ausnahme, die Abwendung von allem, was der Fall sein, die Regel [Sloterdijk 1995, 1023]) wird Sloterdijk von nun an nach einer beweglichen philosophischen Sprache suchen, die eben den Mikro- und Makrorhythmen des Lebens adäquat wäre, anstatt in der Rolle der prinzipiellen Zustands- und Feststellungsphilosophie zu erstarren (Vgl. Ebenda).

Indem er nach der Sprache für anthropologische Lebensrhythmik sucht, schlüpft Sloterdijk in die nächste Rolle: die eines Repräsentanten, Exponenten einer intellektuellen Entwicklung, die bei deutschen Intellektuellen – Literaten eingeschlossen – ähnlichen Alters nicht selten, eher häufiger vorkommt: diese Entwicklung geht vom – grob gesagt – kritischen, im gewissen Sinne geschichtsphilosophischen Denken der Frankfurter Schule zum – nicht weniger pauschalisierend gesagt – Denken, bei dem anthropologische Akzente überwiegen. Bei diesem allmählichen Prozess, das negative, unerbittliche, entlarvende, melancholische, jede Macht, Stärke und Zusage zurückweisende Denken nach und nach hinter sich zu lassen, scheint er in dem deutschen Nachkriegsmilieu zumindest so viele Verbündete zu haben, wie viele seine – aus diesem Abschied sich ergebende - Zuwendung zur Anthropologie in welcher Form auch immer teilen; diese kann dann schon fröhliche Wissenschaft heißen, oder aber sich nur dadurch auszeichnen, dass sie darum bemüht ist, Logos und Physis, Theorie und Satire, Erkenntnis und Unterhaltung zu vereinen, und darum eher zu unkonsequenten, unradikalen, unprinzipiellen, skeptischen und anderen eigensinnigen Denkformen tendiert, wie man es etwa bei H. M. Enzensberger oder O. Marquard beobachten kann.

In der vierten Rolle nimmt sich Sloterdijk als Diagnostiker der deutschen Nachkriegszeit und deren Befindlichkeiten, sowie als Analytiker der überaus kontrovers geführten Debatten über das Nachkriegsdeutsche aus, die sich, wie bekannt, nicht nur etwa an politischen oder geschichtswissenschaftlichen Reden (Historikerstreit, Fall Jeninger etc.), sondern auch an den

Deutschlandreden der Literaten entzündet hatten (B. Strauß, M. Walser, H. M. Enzensberger, G. Grass). Ausführlich ist er auf dieses Thema zweimal eingegangen: zunächst als einer der Vortragenden der sogenannten Reden über das eigene Land im Herbst 1989; seine Münchner Reden sind ein Jahr später unter dem Titel „Verprechen auf Deutsch“ erschienen. Sein zweiter Exkurs datiert aus dem Jahre 2008 und ist als „Theorie der Nachkriegszeiten“ bekannt geworden. Der ältere Text zeichnet sich – wenn man ihn mit anderen ähnlichen Diagnosen vergleicht – erstens durch überaus realistische Schilderung der Ursachen, Formen und Konsequenzen der nachkriegsdeutschen nationalen Abstinenz aus (sehr schnell habe man „national auf Zehenspitzen zu laufen“ [Sloterdijk 1990, 10] gelernt, Ausschließlichkeit habe man allenfalls als das „auserwählte Volk der politischen Unauffälligkeit“ [Ebenda] beanspruchen dürfen, gegenüber den Versprechen auf Deutsch sei man mißtrausch geworden). Und zweitens gelingt es hier Sloterdijk, gute Gründe für ein unbeschränktes Ja zur deutschen Wiedervereinigung zu finden (hinter der Angst vor dem vereinigten Deutschland stecke die Angst, aus dem gehegten Garten der BRD herausgerissen zu werden, wo man unter dem Schirm der USA oder im Schatten der Mauer gelebt und sich in berechenbaren intellektuellen Debatten habe austoben können); eine Position, die zu dieser Zeit unter den deutschen Intellektuellen keineswegs selbstverständlich war. Mit Zustimmung beobachtet Sloterdijk, wie die Bundesrepublik nach dem Krieg jegliche Sonderweg- und Heorismusobsessionen verabschiedet, und den Weg zur unheroischen, im gewissen Sinne post-geschichtlichen Bürgerlichkeit einschlägt; indes, was in den Reden von 1989 recht avanciert, scharfsinnyng und überraschend anmutet, scheint nach zwanzig Jahren zur intellektuellen Routine geworden zu sein. Dazu kommt: 2008 betrachtet Sloterdijk die schwierigen Wege der Deutschheit ausschließlich von oben, makroskopisch, ja meteorologisch. Hat in „Versprechen auf Deutsch“ dieser meteorologische Blick die unumgängliche Ergänzung des Blicks von unten und von innen dargestellt (der Blick von oben lerne, „wie absurd es ist, dass Bürger moderner Staaten weniger souverän und bewegungsfrei sein sollten als skandinavische Kaltfronten [...] auch deswegen ist Meteorologie paradigmatisch für die künftige Bildung politischer Bewußtseine“ (Sloterdijk 1990, 59), galt es dort die unpatriotische Sicht durch die endoskopische auszubalancieren (Sonden der politischen Gynäkologie, Relationen zwischen Staatlichkeit und Geburtlichkeit), dann geht „Theorie der Nachkriegszeit“ eher souverän eigenwillig, ja gottähnlich, also nur meteorologisch vor. Als wäre Sloterdijk plötzlich nicht mehr willig, die Wirrungen und Irrungen der Nachkriegsdeutschheit anders als von Olympoheiten aus zu betrachten, ja von dem Punkt aus, in dem die Geschichte der problematischen Deutschheit definitiv an ihr glückliches Ende gelangt ist. Darum erscheinen ihm alle Kontroversen nur noch als Bagatellen, sprich Stationen auf dem Weg ins Ziel, allenfalls Symptome des immer weniger interessanten Prozesses, der nun das Stadium der patriotischen Normalität erreicht habe.

Dass von all den erhitzten Debatten und Skandalen mehr als nur deren symptomatische Funktion abzulesen ist, ja dass sie mitnichten auf diese Funktion zu reduzieren sind, wird Sloterdijk bald eingeleuchtet haben. Die kollektive Hypersensibilität in Sachen der Nachkriegsdeutschheit nimmt offensichtlich langsamer ab, als er gedacht hat: „vor Jahren hatte ich [...] die Hypothese notiert, die Serie deutscher Skandale [...] müsse demnächst aufgrund eines Epochenwechsels der kollektiven Sensibilitäten zu Ende gehen. Das abnorme Ausmaß der Sarrazin Affäre beweist, dass die Vermutung nicht richtig war. Noch immer liegen explosive Sujets im Nachkriegsboden vergraben“ (Sloterdijk 2012, 496). Außerdem, und dieser Befund scheint schwerer zu wiegen, ist es in der Regel so, dass Sloterdijk, wann immer er in diese Kontroversen aktiv eingreift, in der Rolle des Angegriffenen nicht nur argumentiert, sondern bis heute dazu tendiert, zunächst die primitive, unreife Atmosphäre der

Diskussionskultur bei solchen heiklen Themen anzuklagen, sprich die offensichtliche Hypersensibilität. Eben damit wiederholt er allerdings, was vor ihm alle Angegriffenen gemacht haben, von E. Nolte über B. Strauß bis zu M. Walser; er hält somit zwangsläufig am Leben, was er doch absterben und auflösen lassen wünscht: die hypersensible Atmosphäre der intellektuellen Hetzjagd, bei der weitere Spiralen der bedingten Reflexe und unzulässigen Verallgemeinerungen in Gang gesetzt werden.

In der fünften Rolle steht es Sloterdijk besser zu: er sitzt darin am Schaltpult, von dem aus er auf eine inspirative Art Metaphern, Bilder, Figuren, Topoi, Wortprägungen und Denkbilder interdisziplinär herumkreisen lässt; gemeint ist hier nicht nur, wie flink er in seinen Texten die disziplinären Perspektiven wechselt, wie etwa in „Versprechen auf Deutsch“, wo der Blick auf kollektive psychopolitische Prozesse zwischen der Sicht der Meteorologie und Endoskopie changiert. Reizvoll für den Leser mögen auch die etlichen intertextuellen Verweise sein, die mal von Freud („Wo stellungnehmendes Ich war, soll schauendes Ich werden“ [Sloterdijk 2010, 34]), mal von Camus („Wir müssen uns das Lachen des grossen Satirikers Diogenes als ein solches vorstellen“ [Sloterdijk 1983, 275]) zehren. Eine wahre Fundgrube der intertextuellen Verweise stellt auch die Bemerkung „Wer vom Furz nicht reden will, hätte auch vom Arsch schweigen müssen“ (Ebenda, S. 287) dar, zumal schon deren einzelne Prätexte aufeinander reagiert hatten: M. Horkheimers „wer aber vom Kapitalismus nicht reden will, sollte auch vom Faschismus schweigen“ (Horkheimer 1988, 308) wurde von E. Nolte aufgegriffen: „wer vom Nazismus nicht sprechen will, muss vom Bolschweismus schweigen“ (Nolte).

Liest man als Germanist den dritten Band der Sphären mit dem Untertitel Schäume, denkt man zunächst wohl an eins der bekanntesten nachkriegsdeutschen Gedichte, nämlich an Enzensbergers „Schaum“ (1959) [„Landessprache“, 1960], in dem das vor dreißig Jahren von Schaum in den Augen geblendet geborene lyrische Ich unermüdlich Fragen stellt (dieses Gedicht hat wohl den Weltrekord in der Zahl der Fragezeichen pro Quadratvers aufgestellt), ohne eine Antwort zu bekommen, die ihm zumindest ansatzweise einen festen Boden unter den Füßen sichern würde. Allerdings täuscht die Identität der Titel. Enzensbergers Schaum aus den späten 1950er Jahren lesend glaubt man sich weniger in Sloterdijks „Sphären III“ zu befinden, vielmehr in der Atmosphäre der späten 1970er Jahre, wie sie Sloterdijk in „Kritik der zynischen Vernunft“ porträtiert hat. Enzensbergers Schaum bedeckt süßlich alles, worin eben diejenigen am tiefsten stecken würden, die sich davon kritisch abzuheben vorhätten; Schaum nivelliert sämtliche Gegensätze, mache geläufige Oppositionsstrategien zunichte, lege eben durch seine amorphe Ungreifbarkeit lahm. Den Ton von Sloterdijks „Schaum III“ antizipiert vielmehr ein anderer Text von Enzensberger, nämlich „Das Ende der Konsequenz“ (1981), in dem allerdings nicht die Schaummetaphorik, sondern Püree im Mittelpunkt steht. Das fröhliche Bild der Schäume in Sloterdijks „Schäume III“, die nun von der langen Tradition des Amorph-Defizitären (Makel des Wesenslosen und Unhaltbaren, Luft an unerwarteter Stelle, Emblem für die Unterwanderung des Soliden, real existierender Betrug, das nicht Seiende als ein dennoch Seiendes oder sein Vortäuschendes) herausgenommen und als etwas freilich Substanz- und Formloses, dennoch Zeugungsmächtiges dem Pluralismusenthusiasmus eingemeindet werden, scheint in Enzensbergers Unkonsequenzessay vorweggenommen zu sein, insofern Enzensberger darin empfiehlt: lassen wir uns durch die zynisch-heuchlerischen Klagen derjenigen nicht beunruhigen, die allerseits unerbittliche Konsequenz und feste Prinzipien erfordern, um dann resigniert festzustellen, alle geistige Anstrengung sei sowieso nur Püree; versuchen wir es mal mit Unkonsequenz, nehmen wir mal vom Prinzipiellen Abschied, das heisst seien wir offener für unprinzipielle

Kompromisslösungen, für Unerwartetes, Unberechenbares; leben wir mal eigensinnig, leicht und still, fast wie Schaum möchte man hinzufügen.

Als eine durchaus wahrscheinliche Inspirationsquelle glaube ich Sloterdijk hinter dem literaturwissenschaftlichen Versuch des Bielefelder Germanisten Klaus Michael Bogdal ausmachen zu können, der teilweise in Fußstapfen der sozialgeschichtlichen Methodik ein literaturgeschichtliches Konzept für die deutsche Gegenwartsliteratur entwarf. Sein Konzept heißt: „Klimawechsel. Eine kleine Meteorologie der Gegenwartsliteratur“ (1998). Um das pluralisierte Spektrum der Gegenwartsliteratur in ihrer dynamischen Komplexität zu beschreiben, dabei nicht nur die Selbstzuschreibungen und –beschreibungen der AutorInnen, sondern auch die Frage berücksichtigend, wer, wann, wo und nach welchen Regeln als Autor sprechen dürfe, konzeptualisiert Bogdal das literarische Feld als „Klimaanlage“. So wie an der Klimaanlage unterschiedliche Gänge temperiert werden könnten, sei die Gegenwartsliteratur nach den jeweils unterschiedlich funktional ausgerichteten und unterschiedlich temperierten Gängen, die verschiedene Milieus mit den erwünschten ästhetischen Sinnangeboten beliefere (vgl. Bogdal 1998, 9 – 31) zu sortieren. In Bogdals Literaturgeschichte kommt es nicht auf literarische Ereignisse an, sondern auf unterschiedlich temperierte Gänge, auf die klimatische Hülle der jeweiligen Literatur, deren Sinnangebote den klimatischen Bedingungen der jeweiligen Hülle entsprechend generiert werden. Für die deutschsprachige Gegenwartsliteratur sieht Bogdal insgesamt fünf Gänge vor: den Gang der traditionellen Leser und Autoren, den typischen Nachkriegsrepräsentanten; im Gegensatz zu deren eigenen Selbstzuschreibungen, in denen nach wie vor Hegemonietendenzen vorherrschen (Gewissen der Nation), wird ihnen von Bogdal allenfalls die adäquat temperierte Position innerhalb der fünf Klimaanlagegänge zugewiesen, zumal mit stark konservierenden Tendenzen. Ähnlich geht er mit den wiederum anders temperierten literarischen Enthüllern und Entlarvern vor, die von Produktion literarischer Skandale profitieren, oder mit den sozialen Surfern, die ja ihr wohldesigniertes Lebensstil kultivieren und literarisch in den dementsprechend wohltemperierten Bedingungen verwerten.

In der sechsten Rolle tritt Sloterdijk als Berichterstatter auf, der über fatale transdisziplinäre Missverständnisse referiert. Als Diagnostiker der Missverständnisse trifft man ihn in „Scheintod im Denken. Von Philosophie und Wissenschaft als Übung“ an, wo er den vergeblichen und von Anfang an irreführenden Versuch E. Husserls aus dem Jahre 1907 kommentiert, für sein Projekt einer streng kontemplativen Weltauffassung einen Verbündeten zu finden. Aufgrund der vermeintlichen „ätherischen Komplizenschaft“ glaubte Husserl diesen langersehten wesensverwandten Verbündeten in Hugo von Hofmannsthal zu finden; dieser solle folglich mit ihm einen Gegenangriff gegen alle Pragmatiker und Naturalisten des Lebens wagen. Sloterdijk analysiert den werbenden Brief Husserls mit offensichtlich demaskierendem Genuss, sofern er darin die fatal ins Abwege führenden Projektionen eines geblendeten Theoretikers des reinen Schauens entdeckt, der die offensichtlichen Differenzen zwischen sich selbst und Hofmannsthal nicht wahrhaben will.² Und zugleich, so sehr

² Die von Husserl ausgeklammerten Differenzen bringt er wie folgt auf den Punkt: „Die methodische Indifferenz des Phänomenschreibers Husserl ist durch einen tiefen Graben geschieden von der impressiven Indifferenz des poetischen Weltstoffsammlers... Niemals jedoch vollzieht Hugo von Hofmannsthal das, was Husserl die phänomenologische Reduktion nennt, er weiß nichts von der philosophischen *epoché*, seine Enthaltung des Urteils ist keineswegs methodisch motiviert, denn er klammert sein existenciales Bewußtsein nicht ein, im Gegenteil, er entgrenzt es bis zu einem Pan-Impressionismus mit luxuriösen und masochistischen Zügen. Was auf den ersten Blick wie eine Übung rein ästhetischen Schauens erscheint, ist eine Ausschweifung in Zustände hybrider Passivität... Husserl wäre erschrocken zurückgewichen, hätte er einsehen müssen, dass sich

Sloterdijk aus seiner kritischen Distanz zu Husserls Phänomenologie keinen Hehl macht und sich ihrer politisch-gesellschaftlichen Naivität bewusst ist (Was Husserl vorschwebte, sei die Sicherung einer windstillen Zone, in der das Denken, frei von den Zumutungen des Existierens, sich seiner unkündbaren Arbeit an Phänomenen erfreue), schildert er Husserls Versagen nicht ohne Verständnis für menschlich untröstliche Situation, in die sich Husserl, auf seiner reinen Theorie beharrend, mehr und mehr hineinmanövrierte, bis ihm in den 1930er Jahren nichts mehr helfen konnte, nicht einmal das Eingeständnis, sich fatal geirrt zu haben. 1934 hat Husserl die Suche nach „Bündnis, Anlehnung und Gemeinschaft“ aufgegeben. Er habe, schreibt er, die volle philosophische Einsamkeit erreicht, und könne nur noch „als reiner Functionär des Absoluten“ existieren. Er war also, so das Kommentar von Sloterdijk, „alt genug geworden, um miterleben zu müssen, wie sich ringsum die Rache des stellungnehmenden Lebens an der kontemplativen Theorie vollzog. Der 1938 Gestorbene wurde noch Zeuge der beginnenden Höllenfahrt des europäischen Geistes und konnte nicht verkennen, wie groß der deutsche Beitrag zu ihr geriet“ (Sloterdijk 2010, 45).

Dass Sloterdijk auch eine germanistische Autorität sein kann, gegen die man sich kontrastiv profilieren kann, mag am Beispiel von Helmut Lethen demonstriert werden. Lethen reagierte schon 1987 (Lethen 1987, 324 – 355) verhältnismäßig kritisch auf das Weimarer Kapitel der Kritik der zynischen Vernunft, um sich dann 1994 mit seinem Buch „Verhaltenslehre der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen“ einen germanistischen Namen zu machen. Darin kommt Sloterdijk nur noch am Rande vor, als eine negative Folie scheint er allerdings für dieses Buch unumgänglich zu sein. Abgesetzt von ihm hat sich Lethen bereits in dem älteren Text, und zwar im Dreischritt; hier konterte er zunächst mal mit dem Einwand, Zynismus sei nicht zwingend als Mischung aus zwei Elementen zu verstehen, der Zersetzungsangst und der neusachlichen Vernunftkälte (Lethen 1987, 328). Warum sei es nötig, ihn zweidimensional zu betrachten, als Abfolge von der zugefügten Wunde der anschließenden zynisch kalten und Panzer-Reaktion? Was hindere uns daran Zynismus eindimensional aufzufassen? Sei die Kälte der zynisch bösen Texte wirklich stets als Folge der zugefügten Wunde zu erklären und zu entschuldigen? Gebe es wirklich keine Autoren, die das Böse lieben? Um die Eindimensionalität des Zynismus zu bekräftigen, stützt sich Lethen auf Gehlens „Reflexion über die Gewohnheit“ (1927), die in dem menschlichen Anpassungswillen eine biologische Erscheinung erblickt. Unter diesen Bedingungen würde vom zynischen Denken eben jene für Sloterdijk unumgängliche Ebene abfallen, auf der man ausschließlich aus Schmerz- und Zersetzungsangst zynisch reagiert: aus zynischer Reaktionen wäre eine zynische Aktion.

Dem folgt im zweiten Schritt eine Dada-Analyse: Lethen formuliert wiederum den Einwand, warum Dada entzweit werden müsse. Die Spaltung in produktiv kindliche und unfrei destruktive Aspekte sei laut Lethen unzulässig, sofern sie diese Bewegung einem seltsamen historischen Tribunal aussetze, um sie mal als antifaschistischen Kynismus zu begrüßen, mal als präfaschistischen Zynismus zu verurteilen.³ Und schließlich im dritten Schritt fischt sich

unter dem vornehmen melancholischen Para-Idealismus seines Gastes kein platonisches *daimonion* verbarg, sondern die späthabsburgische Variante einer Mystik der Widerstandslosigkeit. Zwar wollte diese sich noch der ganzen Welt bemächtigen, doch nicht mehr durch imperiale Synthesen, vielmehr mit dunklen Intuitionen in das Verwobensein von allem mit allem“ (Sloterdijk 2010, 43 – 44).

³ „Wieso sieht Sloterdijk sich genötigt, das Phänomen zu entmischen, während doch in den Texten des Dadaismus der produktiv regredierende Impuls und die Lust am Bösen sich wie bei Kindern ununterscheidbar vermischt darbieten? Das Risiko der Enthemmung ist den meisten Avantgardetexten eingeschrieben. Es hängt

Lethen ein konkretes Beispiel auf, um zu belegen, dass Sloterdijk sein Material vergewaltigt, um darauf bestehen zu können, die Autoren verfügten über Empfindlichkeit, deren Verletzung erst eine kalte Reaktionen nach sich gezogen habe. Bei Walter Serner, an dem dies demonstriert wird, finde man aber unter der kalten und zynischen Maske keine gute Substanz. Somit erweist sich laut Lethen die Fragwürdigkeit Sloterdijkscher Konzeption des zweidimensionalen Dadaismus, der mit zynischen Reden die zynische Struktur überwinde, aber auch des guten Menschen, der nie zum Zyniker geworden wäre, wenn die Welt nicht so kalt gewesen wäre, ja des kynischen Kindes hinter dem Manne, der die Maske der kalten Sachlichkeit aufsetzt. Der Zynismus sei weniger eine Maske, als vielmehr der Habitus, die einzige Form der eindimensionalen Existenz. So das Fazit Lethens kritischer Lektüre der „Kritik der zynischen Vernunft“, das nicht nur zum Fundament seiner späteren berühmten Arbeit über die Verhaltenslehren der Kälte wird, hier in die Koordinate der die Schuld- oder Gewissenskultur abzulösenden Schamkultur gestellt, sondern auch ahnen lässt, dass Lethen zu der Zeit mit dem Optimismus der Kritischen Theorie viel weniger anzufangen bereit war, als Sloterdijk: „Noch in den verzerrtesten Visagen, die ihm die Literatur der Zwanziger Jahre zuspielt, versucht er, Spuren dieser Sensibilität zu lesen. Hinter den Blasierten müssen „Schwerverwundete der Kultur sichtbar werden“ (Lethen 1987, 338).

In der vorläufig letzten Rolle begegnet man einem Sloterdijk, der – gottlob - bei seinen literarischen Exkursen hier und da etwas übersieht, verschweigt, verzerrt, oder schlichtweg etwas nicht weiß. Dies scheint in „Luftbeben“ („Schäumen“) der Fall zu sein, wo Sloterdijk auf H. Broch und E. Canetti zu sprechen kommt. Dieser literarische Exkurs soll die epochale Bedeutung des Jahres 1936 unterstreichen, das in „die Chronik der ästhetischen und kulturtheoretischen Atmosphärenexplikation“ (Sloterdijk 2004, 182) mit zwei Schlüsselereignissen eingegangen sei. Das erste sei die sogenannte Taucheranzugperformance von Salvador Dalí, der, um „sein Unterbewußtsein zu versinnbildlichen“, beschlossen hat, eine feierliche Rede im dichten Taucheranzug mit fest zugeschraubtem Helm und Schuhen mit Bleisohlen zu halte; ein waghalsiger Versuch, bei dem er beinahe umgekommen wäre, denn man hat offenbar vergessen, ihn an ein Luftversorgungssystem anzuschließen. Um die Wichtigkeit des Jahres 1936 in dem Prozess des Atmosphärenbewusstseinformierens hervorzuheben (man sei nun nicht mehr nur das, was man esse, sondern auch das, was man atme und worin man sich eintauche), kommt Sloterdijk noch auf ein weiteres Ereignis des Jahres, Canettis Rede zum 50sten Geburtstag Brochs, in der eben Canetti das Verhältnis Brochs zu seiner Zeit als „einen Atem-Zusammenhang – als einen besonderen Modus des Eintauchens in die konkreten atmosphärischen Zustände der Epoche“ (Sloterdijk 2004, 183) definiert. Broch wird dafür gelobt, er sei fähig das klimatische Design der Einzelnen sowie der Gruppen darzustellen; seine Figuren erfasse er in deren einzigartiger klimatischer Hülle, diese weiß er mit denen der anderen interagieren zu lassen. Broch sei eben dazu prädisponiert, Figuren eben dank ihren unterschiedlichen atmosphärischen Atemräumen zu erfassen. Darum erscheine er Canetti geradezu als Prophet, der bereits 1936 voraussehen könne, dass auch für die nächsten Jahre die atmosphärische Bedrohung des Menschen zentral bleibe, ja er sei sicher, zwischen zwei Gaskriegen zu stehen: Broch, der laut Canetti besser zu atmen verstehen würde als wir, ersticke schon 1936 am Gas, der allen anderen, „wer weiß wann erst, den Atem benehmen wird“ (Sloterdijk 2004, 186).

von der historischen Konstellation ab, ob und in welcher Richtung die aufgeschriebene Möglichkeit Handlungen auszulösen imstande ist“ (Lethen 1987, 329).

Dagen, wie Sloterdijk über Broch referiert, sowie dessen weitere Entwicklung zu der Massenwahntheorie skizziert, ist freilich nichts einzuwenden. Was allerdings anfechtbar scheint, ist eben die durch die Broch-Canetti Geschichte unterstrichene epochale Bedeutung des Jahres 1936. Brochs spezifische Atembeschaffenheit wurde von Canetti nämlich nicht nur in der als „Hermann Broch“ betitelten Rede zum 50. Geburtstag, gehalten eben im November 1936 (Canetti 1976, 9–22) thematisiert, auf die sich Sloterdijk ausschließlich bezieht, sondern noch einmal, in dem dritten Teil Canettis Autobiographie (Canetti 1985). Und diese autobiographische Schilderung setzt ganz andere Akzente. Hier gesteht Canetti zu, sein Verhältnis zu Broch wäre fatal durch das erste Treffen der beiden im Jahre 1932 geprägt und habe – wie oft bei Canetti – von da an im Zeichen Canettis extremer Geltungssucht, seines Willens als Schriftsteller anerkannt zu werden gestanden. Canetti las nämlich 1932 aus seinem eben fertiggeschriebene Stück „Hochzeit“ und Broch, dem bekannt war, wie sehr ihn der um eine Generation jüngere und bisher unbekannt Canetti schätzt, saß im Publikum. Die Konstellation könnte nicht klarer sein. Während des Vorlesens hat Canetti den zuhörenden Broch periphär wahrgenommen, mal haben sich ihre Augen getroffen: „Wenn Augen atmen könnten, sie hätten den Atem angehalten“ (Canetti 1985, 24). Für den Rest der Veranstaltung konnte sich Canetti kaum vom bedrängenden Gefühl Brochs physischer Anwesenheit befreien, selbst das Schweigen Brochs sei ihm eindringlicher als das der andren vorgekommen; Broch habe einfach anders geatmet. Kaum war Canetti mit dem Vorlesen fertig, stand schon Broch an seinem Tischchen mit dem Geständnis: hätte er Canettis Stück vorher gekannt, dann hätte er selber sein Drama nie angefangen. Ein Konkurrenzkampf schlechtin, wie bereits nächste Folgerung Canettis deutlich macht: Dass Broch an diesem Abend dem Text von Canetti derart erliegt, wird sogleich im Zeichen der Rivalität gedeutet, also hierarchisierend dargelegt: „Es war das einzige bei mir, dem er je erlag [...] was er übernahm, geschah [...] als Aneignung fremder Willensimpulse, deren er sich nicht anders erwehren konnte. Broch gab immer nach, er nahm nur auf, indem er nachgab [...] Es war eine richtige Erkenntnis von mir, das auch mit der Art seines Atems in Verbindung zu bringen“ (Canetti 1985, 27).

Die autobiographische Schilderung zeigt, dass die von Sloterdijk unterstrichene atmosphärische Ausschließlichkeit Brochs mit Canettis Perspektivierung steht und fällt; darin erscheint sie zunächst mal als kompensierter (Atem)mangel, als eine „Laster“ des Menschen, der vom Atem nie genug hat und darum sich jeden vereinzelt Atemraum unter den Leuten holt, um es in sein konkurrenzloses Atemgedächtnis zu speichern. Canettis kompliziertes Verhältnis zu Broch, die Rivalität zweier Literaten, von denen der jüngere, Canetti, stets spürt, dass er dem älteren, Broch, nie gut genug sein wird, führt, sobald von Broch die Rede ist, eine stark hierarchisierende Stilisierung herbei: Broch wird entweder herabsetzend (als ein großer Vogel, dem man Flügel gestutzt hatte [ebd., 28]), oder eben aufwertend dargestellt; etwa sein „Stocken – nämlich, dass er lange nichts sagte, obschon ihm anzumerken war, wieviel er sich dachte“ [ebd., 29] – wird von Canetti so ausgelegt, dass Broch „niemand bedrängen wollte. Es war ihm peinlich, auf seinen Vorteil bedacht zu sein“ (ebd., 29). Kennt man Canettis Werk, insbesondere seine Machttheorie, erkennt man darin problemlos die Umrisse seines idealen Machtmenschen, der auf jegliche Macht absichtlich verzichtet, so sehr er über sie kraft seiner natürlichen Autorität verfügt.

Diesen autobiographischen Kontext zieht Sloterdijk nicht heran; sonst hätte er einräumen müssen, dass Brochs Prophetentum eines Menschen, der 1936 weiss, dass auch der nächste Krieg ein Gaskrieg sein würde, zum großen Teil als Effekt aus Canettis Schilderung hervorgeht, besagt also über Broch an sich, oder über 1936 viel weniger als über Canetti und

seine Projektionen in Broch, die langfristig, also schon vor 1936 Canettis Verhältnis zu Broch bestimmt hatten. Das Jahr 1936 wäre dann freilich nicht weniger epochal ausgefallen, aber Sloterdijk hätte es wohl nur bei Dalis Geschichte bewenden lassen.

Aber vielleicht, wo wir schon bei den Projektionen sind, ist es noch ganz anders, vielleicht projiziert hier nicht nur Canetti, sondern vielmehr der Autor dieses Beitrags in Sloterdijk etwas, was aus seinen Texten nur mit Mühe herauszulesen ist, vielleicht besagt dieser Beitrag viel mehr über seinen Autor als über Sloterdijk; dann wäre dieses abschließende germanistische Herumreiten auf Sloterdijk eher als eine private Rache an ihm auszulegen, eine Revanche dafür, wie schwierig er es einem macht, der sich vornimmt, Sloterdijks germanistische Exkurse zu kommentieren, je es sich abschließend zum Ziel macht, ihn mindestens einmal vorzuführen. Dass diese Auslegung nicht so abwegig sein müsste, legt bereits der zu selbstbewusste Titel meines Vortrags: Nicht ganz schlecht für einen Philosophen. Und damit komme ich zu der Schlußpointe: diesen Titel ernst zu nehmen, könnte nur, wer allen Ernstes glauben würde, ein derart belesener Kenner der deutschsprachigen Literatur, wie es Sloterdijk schon mal ist, weiss von seinem Lieblingsautor Rilke nicht, dass dieser in der Tat kein Tscheche war, sondern – allenfalls - ein deutscher Böhme. Davon auszugehen, Sloterdijk habe Benns Despekt gegenüber Rilke geteilt, zumal dieser eine falsche Voraussetzung des Tschechentums Rilkes zugrundeliegt, halte ich für derart absurd, dass ich beschlossen habe, dies durch eine noch größere und selbstironische Absurdität im Titel zu übertrumpfen: als könnte sich zur Literatur nur äußern, wer ein Germanist ist. Darum gilt: Es gibt keinen Grund, auf Sloterdijks germanistische Exkurse von oben herabzublicken; dies zu tun, wäre in etwa so absurd, wie aus dem oben genannten Benntat vermeintliche Tschechophobie Sloterdijks herauslesen zu wollen.

So weit so gut; was mir jedoch trotz allem nicht aus dem Kopf gehen will, ist die Frage, wie ernst seine Bemerkung zu Rilke Gottfried Benn gemeint haben mag.

Quellen

Bogdal, K. M. (1998): Klimawechsel: Eine kleine Meteorologie der Gegenwartsliteratur, in: Erb, A. (Hgg.): *Baustelle Gegenwartsliteratur : Die neunziger Jahre*, Westdeutscher Verlag, 9–31.

Canetti, E. (1985): *Das Augenspiel. Lebensgeschichte 1931–1937*, Fischer.

Canetti, E. (1976): *Das Gewissen der Worte. Essays*. Fischer Taschenbuch.

Horkheimer, M (1988): Die Juden und Europa, in: Horkheimer, M. *Gesammelte Schriften, Schriften 1939–1941*, Fischer.

Lethen, H. (1987): Von Geheimagenten und Virtuosen. Peter Sloterdijks Schulbeispiele des Zynismus aus der Literatur der Weimarer Republik, in: *Peter Sloterdijks „Kritik der zynischen Vernunft“*, Suhrkamp, 324–355.

Niggel, G. (1989): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Nolte, E. *Rückblick und Rechenschaft nach vier Jahrzehnten. Vom "Faschismus in seiner Epoche" bis zur "Historischen Existenz"* [accessed 2017-06-06] available at: <<http://www.ernstnolte.de/rueckblick.html>>.

Sloterdijk, P. (1983): *Kritik der zynischen Vernunft. Ester Band*, Suhrkamp.

Sloterdijk, P. (1978): *Literatur und Lebenserfahrung. Autobiographien der Zwanziger Jahre*, Carl Hanser.

Sloterdijk, P. (2010): *Scheintod im Denken. Von Philosophie und Wissenschaft als Übung*, Suhrkamp.

Sloterdijk, P. (2004): *Sphären III – Schäume*, Suhrkamp.

Sloterdijk, P. (2008): *Theorie der Nachkriegszeiten. Bemerkungen zu den deutsch-französischen Beziehungen seit 1945*, Suhrkamp.

Sloterdijk, P. (1995): Theorie ist der Schlaf der Vernunft (Andreas Geyer im Gespräch mit Peter Sloterdijk). *Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft*, November 1995, 11, 1021–35.

Sloterdijk, P. (1990): *Versprechen auf Deutsch. Rede über das eigene Land*, Suhrkamp.

Sloterdijk, P. (2012): *Zeilen und Tage. Notizen, 2008–2011*, Suhrkamp.